

Der bestechliche Wachoffizier war noch nicht da. Antonius nutzte die Zeit für einen Spaziergang auf dem Patrouillenweg, innen entlang an der Limesmauer – dem Ende der römischen Welt, dem letzten Monument, mit dem das Imperium beeindrucken konnte. Und beeindruckend war sie, die Kalksteinmauer, die sich von einem Horizont zum anderen zog. Weiter westlich verlief sie über sechzig Meilen weit schnurgerade durch Berg und Tal – nur um jedem Wilden auf der anderen Seite zu beweisen, zu welcher gigantischer Präzision die Römer fähig waren.

Aufhalten könnte das zwei Mann hohe Bauwerk einen Ansturm tausender Barbaren nicht. Das taten die Legionäre in den nahen Kastellen, rechtzeitig alarmiert durch Signale von den Wachtürmen, die sich in Sichtweite voneinander entfernt am Limes aufreiheten. Antonius sah hinüber zu der Senke, in der das Reiterkastell am kahlen Berg lag. Fünfhundert Bataver waren hier stationiert. In normalen Zeiten, jetzt war die Truppe ausgedünnt wie überall an der Grenze. Am zweiten Wachturm nach dem Tor machte Antonius kehrt. Der korrupte Decurio hatte hoffentlich ausgeschlafen.

Decurio Manus Dignus war nicht dumm. Als ihn der fremde Offizier ansprach und fragte, ob er einen gewissen Titus Nantius kannte, war ihm klar, das bei dessen Geschäften etwas schief gelaufen war. Und dass es sinnlos wäre, seine eigene Rolle dabei zu verschleiern.

Antonius Aquila wusste die Offenheit zu schätzen, ließ sich aber nicht davon einlullen. Im Gegenteil, er

wusste die Flucht nach vorne als Selbstbewusstsein zu deuten, was wiederum hieß, dass sein Gegenüber kein kleiner Fisch war. Da er sich keine Mühe gab, das Gespräch vor seinen Männern zu verbergen, waren diese wohl eingeweiht.

Dennoch erschrak Dignus, als er von dem brutalen Mord hörte. Sofort ging er in die Defensive: »Bist du sicher, dass das mit unseren Geschäften zusammen hängt? Der Mord geschah ganz schön weit weg von hier.«

Antonius verschwieg aus taktischen Gründen, dass er den Fuhrknecht verdächtigte. Da er sich jedes Detail haarklein erzählen ließ, fiel nicht auf, dass er andauernd nach ihm fragte. Prompt belastete ihn Dignus, ohne es zu merken – mit einem entscheidenden Detail, das nur Antonius deuten konnte. Der wäre am liebsten aufgesprungen und hätte Lucius in seinem Kerker damit konfrontiert.

Aber er musste sich noch weiter umhorchen. Ob der alemannische Geschäftspartner von Titus denn gerade auf dem Markt im Niemandsland sei, wollte Antonius wissen. Nein, der lasse sich schon seit einigen Tagen nicht mehr blicken, sagte Dignus. Antonius wurde hellhörig – etwa seit dem Tag des Mordes? Nein, schon einige Tage vorher habe man ihn nicht mehr gesehen. Das bedeute nichts, sagte der andere Decurio, die Alemannen kämen und gingen, wie es ihnen in den Sinn komme.

Gegen den Rat von Manius Dignus begab sich Antonius zu den Alemannen hinüber, war aber nach weniger als einer Stunde wieder da. »Lass mich raten«,

grinste Dignus. »Keiner weiß etwas, keiner kennt Titus oder seinen Geschäftspartner, stimmt's?«

»Richtig geraten«, gab Antonius zu. »Glaubst du, in der Taverne wird es besser?«

»Nicht besser oder schlechter als in anderen Tavernen.«



Xenobia erklärte der Frau des Verwalters, sie müsse zu einem Nachbarhof, um ein Werkzeug auszuleihen. Stattdessen machte sie sich aber auf den Weg nach Septemiacum.

Als sie an dem Haus klopfte, wo sie das Gespräch zwischen Acca und der Hure belauscht hatte, öffnete eine alte Frau. »Was willst du von der?«, fragte diese unwirsch, als Xenobia nach Lais verlangte. Xenobia behauptete, sie sollte eine Nachricht von Acca überbringen. Da rückte die Frau mit der Sprache heraus und sagte, dass sie Lais schon seit mehreren Tagen nicht gesehen hätte. »Wahrscheinlich ist ihr wieder einmal das Geld ausgegangen und sie sucht sich bei einem Kastell einen Soldaten, unter dem sie sich ein paar Asse verdient.«

Xenobia erinnerte sich an diesen Masclinus, von dem Lais und Acca gesprochen hatten. Der hatte Titus wohl an die Hure vermittelt und offenbar auch mit dessen Geschäften zu tun. »Der schläft um diese Zeit wahrscheinlich noch seinen Rausch aus«, keifte die Alte, als Xenobia nach ihm fragte, beschrieb aber die Taverne, in der Masclinus arbeitete.

Der Eingangsbereich unter den Säulen an der Vorderseite war zwar schon in die Jahre gekommen und nicht besonders gepflegt, wirkte aber auf eine gewisse Weise einladend. Xenobia pochte an die große Doppeltüre. Eine ganze Weile tat sich nichts, dann hantierte endlich jemand innen am Riegel. Ein Mann in einer für die Umgebung fast schon unpassend eleganten Tunika und mit sorgfältig in die Stirn frisierten Haaren öffnete. »Du kommst hoffentlich zum Saubermachen?«

»Äh nein, ich müsste Masclinus sprechen«, sagte Xenobia.

Der Mann, Xenobia vermutete in ihm den Inhaber der Taverne, wirkte ratlos. »Ich habe ihn selbst schon seit Tagen nicht gesehen, er lässt die Taverne einfach im Stich. Ich bin gerade gekommen und hoffe, dass er jetzt da ist.«

»Vielleicht schläft er ja noch«, meinte Xenobia.

»Du kannst gerne nachsehen.« Er führte sie durch den düsteren, schmuddeligen Wirtsraum und ließ sie zur Hintertür hinaus in einen Durchgang zwischen zwei Verschlägen. »Da kommst du in den Hof«, erklärte er ihr. »Am Brunnen vorbei geht es zur Latrine, gleich links daneben ist die Kammer von Masclinus.«

Xenobia klopfte. Nichts regte sich, aber die Türe gab nach. Xenobia steckte den Kopf hinein, sah nichts in dem fensterlosen Raum. »Hallo?« Keine Antwort. Sie ging hinein, öffnete die Tür. Licht fiel auf ein leeres Bett. Als Möbel gab es sonst nur einen Tisch und einen Hocker, aber es herrschte heillose Unordnung: Eine Amphore stand in einer Ecke, Kleider und Lumpen,

kaum voneinander zu unterscheiden, lagen herum, ein verdreckter Teller stand auf dem Tisch, Hähnchenknochen waren auf dem Boden verstreut, mittendrin ein umgedrehter Tontopf. Dann fiel ihr Blick auf etwas, das sie kannte.

Der Geldbeutel des Mordopfers.

Zwei Wochen lang hatte sie ihn immer wieder bei Titus Nantius gesehen. Das markante safrangelbe Leder und der Hornknopf, der die Lasche verschloss, waren ihr sehr markant ins Auge gefallen. Die zwei Schlaufen, mit denen er am Gürtel gehangen hatte, waren durchgeschnitten.

Xenobia blickte wie ein Dieb hinaus auf den Hof, bevor sie den Beutel aufhob. Er war leer. Sie steckte ihn unter die Tunika und lief durch die Tür, über den Hof und durch den Korridor. Im Schankraum, wo der gut gekleidete Mann gerade einige Hocker zurechtrückte, rang sie nach Fassung, ehe sie so unbekümmert wie möglich sagte: »Er ist nicht da. Ich komme später wieder.« Ohne eine Antwort abzuwarten, huschte sie hinaus.

Erst auf der Straße kam die Aufregung hoch. Dieser Masclinus war der Mörder! Was, wenn er um die Ecke kam, die Ausbeulung an ihrer Tunika sah, erkennen würde, was es war? Er würde sie in den nächsten finsternen Winkel zerren und ihr die Kehle durchschneiden. Xenobia rannte. Sie rannte die Straße hoch, am Tempelbezirk entlang. Wo sollte sie vor dem Mörder Schutz suchen, bei den Göttern? Bei den Göttern. Im Tempel mit dem Jupiter-Dolichenus-Weihestein, den sie mit ihrem Vater unzählige Male besucht hatte.

Sie lief durch die Toröffnung in der Umfriedungsmauer, durchquerte den von einem Säulenumgang eingerahmten Hof mit dem heiligen Brunnen, eilte die Treppe hoch.

Sie betrat das Innerste des Heiligtums, verbeugte sich vor der Statue des soldatischen Jupiter Dolichenus, auf einem Stier stehend mit Doppelaxt, Schwert, Blitzbündel und in Feldherren-Montur. Schon oft war sie hier mit ihrem Vater gewesen, der als Soldat diese militärische Form der obersten Gottheit besonders verehrte. Der Stifter des Steines, Lucius Saturninus, in der Inschrift auf der Vorderseite verewigt, war ein Offizier und guter Freund ihres Vaters.

Xenobia selbst fühlte sich vor allem den Göttinnen verbunden, die auf dem Sockel dargestellt waren: Auf der großen Rückseite Iuno Regina, die Gattin Jupiters, die sich in einem Spiegel betrachtete und auf einer Hirschkuh stand, neben einem Topf, aus dem Weinranken empor wuchsen. Die Schmalseiten des Sockels gehörten der geflügelten Fortuna und Venus, die sich ebenfalls in einem Spiegel betrachtete, den ein kleiner Amor hielt. Xenobia fand sich wieder in den Göttinnen, die Gefallen an ihrer eigenen Schönheit fanden – kettierte sie doch selbst gerne mit ihren Reizen. Wie erst neulich in jener Nacht, als sie sich vor Tuccius zur Schau stellte – und schon war der Schrecken des Verbrechens wieder da, bis in diese heilige Halle war er eingedrungen. Tuccius war damals ja vielleicht gerade vom Überfall auf Titus zurückgekehrt, womöglich als Komplize von Masclinus, vor dem sie sich hierher geflüchtet hatte.

Es nützte alles nichts, auch der Gott und die Göttinnen konnten ihr nur kurz Zuflucht bieten. Sie eilte hinaus, am Brunnen vorbei durch das Tempeltor und dann rannte sie wieder, bis zum Forumsplatz. Sie starrte die wenigen Menschen an, die ihr in der Mittagshitze begegneten. Sinnlos, sie hatte Masclinus ja noch nie gesehen, wie sollte sie ihn da erkennen? Weiterrennen, hinaus zum Vicus, zur Straße, die zum Hof führte.

Als sie nicht mehr konnte, sich am Straßenrand erschöpft ins Gras sinken ließ, nach Luft rang und sich umsah, merkte sie, dass es hier noch schlimmer war als in den Straßen und Gassen: Die Menschen und Häuser hatten wie ein Schutz gewirkt und ihr das Gefühl gegeben, im äußersten Notfall um Hilfe schreien zu können.

Hier draußen kam ihr nichts und niemand zu Hilfe, wenn der Mörder hinter einem Strauch oder einem Hügel hervor stürzte. Und, bei den Göttern, das war ja die Straße, an der es passiert war, wo er auf der Lauer gelegen hatte!

Sie bekam Angst wie noch nie in ihrem Leben und lief, lief, lief. Bestimmt hatte niemand zuvor ohne Reittier die Strecke von Septemiacum zum Hof so schnell bewältigt. Sie lief am Hof vorbei aufs Feld hinaus, zum Vater. Der kam ein Stück auf sie zu, so dramatisch wirkte ihr Anblick, wie sie schweißnass, mit blutrotem Gesicht, stolpernd, mit beiden Armen Rettung suchend, angetaumelt kam. Der Geldbeutel, den sie ihrem Vater wortlos hin hielt, war schweißdurchtränkt. Publius riss ihn an sich, begriff mit vor

Schreck geweiteten Augen, was es war. »Wo hast du das her?«, schrie er.

Xenobia leerte in einem Zug einen Wasserkrug. »Masclinus«, keuchte sie und erzählte knapp, was sie erlebt hatte. Sie schlof auf einem Büschel Stroh ein, noch bevor Publius Annaeus das Feld verlassen hatte. Er ging bedächtig, den Beutel in der Hand, den Kopf nachdenklich gesenkt.

Am Hof war sein Entschluss gereift: Er entfernte im Haupthaus den Riegel der Tür, hinter der Lucius eingesperrt war, öffnete und rief hinein: »Komm raus, bleibe aber auf dem Hof.« Da kam auch schon Decimus aus dem Raum nebenan und sah Publius fragend an. Der hielt ihm den Geldbeutel vors Gesicht. »Gehört dem Mordopfer«, sagte er. »Masclinus hatte ihn.«

»Beim Hades, wo ist der Kerl?«, wollte Decimus wissen.

»Über alle Berge. Ist Antonius noch nicht zurück?«

Decimus schüttelte den Kopf. »Er ist zum Limes geritten und hört sich dort um. Vor morgen ist er nicht zurück.«

Sie überlegten, wohin es Masclinus nach der Tat getrieben haben konnte, wo er vielleicht Freunde hatte. Decimus kam zu dem Schluss: »Diese Überlegungen führen zu nichts – Masclinus würde nie zu Leuten gehen, auf die wir kämen.«

Publius stimmte ihm nickend zu. »Wenn er wirklich viel Geld erbeutet hat, geht er irgendwo hin, wo er noch nie war. Er ist ein Mörder, er will nirgends erkannt werden.«



»Wenn schon, würde ich nach Süden gehen«, versetzte sich Decimus in die Lage von Masclinus. »Die Via Claudia hinunter.«

»Er hat vier Tage Vorsprung«, bemerkte Publius. »Wahrscheinlich reitet er das Pferd von Titus – ein Prachttier, mit dem kommt er besser voran als jeder Andere.«

In diesem Augenblick führte Aulus den Esel mit dem Karren herein, auf den sie Xenobia zum Schlafen gebettet hatten. Decimus hielt ihn an, setzte sich auf die Ladefläche, nahm sanft Xenobias Schulter und weckte sie. Er wollte wissen, ob ihr außer der Tasche noch etwas aufgefallen sei – Münzen, eine Waffe, blutverschmierte Kleider oder irgendein Hinweis auf die Flucht von Masclinus.

»Ich war vorher bei Lais und auch die ist seit Tagen schon verschwunden«, fiel Xenobia ein.

»Dann haben sie gemeinsame Sache gemacht«, schlussfolgerte Decimus. »Wenn sie zusammen geflohen sind, kommen sie nicht so schnell vorwärts.«

Xenobia war wesentlich entspannter als bei ihrer Ankunft, fühlte sich geborgen. Fast war es ein intimer Moment, wie sie so auf ihre Ellenbogen gestützt lag und Decimus ansah. In seinem Gesicht stieß sie wieder auf dieses unverbindliche Lächeln. Es tat gut in einer Umgebung, die fast nur aus bedrückten oder verängstigten Gesichtern bestand. Aber wieder empfand Xenobia diese immer gleiche Miene als Maske. War Decimus, der devote Assistent und Schreiberling, in Wirklichkeit der Raffinierteste von allen? Hatte auch er Gefallen an ihr gefunden? Vielleicht wartete

er nur auf den richtigen Zeitpunkt, während sich seine Konkurrenten gegenseitig das Wasser abgruben – der eine durch seine Geldgier, der andere durch seine Brutalität. Auf jeden Fall hatte er einen zwanglosen Augenblick geschaffen, der für sie wie Balsam war.

Doch schon musste er wieder seinen Pflichten folgen. Lucius wies er an: »Sattle mein Pferd, schnell.« Er sprang vom Karren und rief Publius zu: »Wie weit sie auch gekommen sein mögen, ich jage jemanden hinterher. Ich mache einen Gewaltritt nach Aelia Augusta und schicke Soldaten von dort weiter die Via Claudia hinunter. Dazu brauche ich eine Beschreibung von Masclinus und Lais.« Der Hofherr gab wieder, woran er sich erinnerte. Wesentlich genauer konnte der altgediente Kavalleriesoldat das Pferd nebst Zaumzeug von Titus Nantius beschreiben.

Wenige Augenblicke später galoppierte Decimus davon.



Das Blut spritzte Amda mitten ins Gesicht. Doch nach dem ersten heftigen Strahl hielt sie den bauchigen Tonkrug genau richtig, um es aufzufangen. Ebo wischte das Langschwert ab und machte sich daran, das Schwein aufzuschlitzen, es mit Hilfe seines Schwagers Wulf auszunehmen, an den Ast zu hängen und dann in zwei Hälften zu teilen.

Nach Manier der Jäger schnitt sich Wulf ein Stück der dampfenden Leber heraus und aß sie roh. Die Eingeweide waren am verderblichsten, aus ihnen

würde das Schlachtmahl bestehen. Ansonsten galt es, möglichst viel Fleisch möglichst lange haltbar zu machen. Das Gestell war schon errichtet, um so viele Würste, wie die Darmhäute hergaben, zu füllen und zu räuchern. Der alte Balgo kam mit einem Fässchen, dessen Boden handbreit mit kostbarem Salz aus den Sippenvorräten bedeckt war. Damit würden er und Amda später Pökelfleisch machen. Balgo genoss, ebenso wie Wulf und die Kinder, die Schlachtfest-Stimmung.

Ganz anders Amda: »Mir kommt das hier vor, als brächten wir ein Opfer dar. Wem opfern wir eigentlich unser Schwein?«

»Na, Wotan natürlich, dass er uns Beute beschert, die das Schwein hundert Mal aufwiegt«, sagte Wulf munter.

Amdas Mann blieb ernst: »Wir opfern es Frigg, auf dass sie uns Hoffnung gebe. Unsere letzte Hoffnung, aus dem ewigen Elend herauszukommen, Saatgut und Milchkühe aufessen zu müssen, um Jahr für Jahr weniger statt mehr zu haben.«

»Wir opfern es gar niemandem«, sagte der alte Balgo. »Sonst bekämen wir selbst ja nichts. Das Schwein ist für unsere Krieger hier. Die geben uns Hoffnung und Beute. Darum sollen auch sie das Schwein haben, nicht die Götter.«

Niemand widersprach dieser Ehrlosigkeit den Göttern gegenüber. Die hatten sich als machtlos erwiesen gegenüber der Furcht, die jeder in sich trug. Erst mit dem Entschluss zum Befreiungsschlag war Hoffnung aufgekeimt.

Aber in Amda wuchs die Furcht weiter. Sie gipfelte jetzt in der Vorstellung, alles münde in eine Katastrophe – Wulf oder Ebo oder gar beide kämen nicht zurück, Amda müsste als Witwe mit ihren halbweisen Kindern vor den rachsüchtig tobenden Römern fliehen. Wie Tiere würden sie ohne Vorräte Wälder und Sümpfe durchstreifen, immer hungrig, bis endlich der Winter käme und sie alle zusammen in einer Frostnacht erlösen würde.

Die anderen Frauen mahlten gerade die ohnehin schon spärlichen Saatgutvorräte zu Mehl. Die Krieger mussten reichlich Vorräte mit sich führen, hatte Vadomar befohlen – der große Häuptling Agishar würde zwar Festmähler ausrichten, Bier und sogar Römerwein fließen lassen, aber ein großes Heer konnte auch er nicht wochenlang ernähren, bis es endlich losschlagen und Beute machen konnte.

Als sich zwei Tage später die gut vierzig Männer der Sippe auf dem großen Platz sammelten, bemühten sich die Frauen, Kinder, Greise und Wächter, die zurückblieben, sie für den Kampf zu begeistern. Manche ließen sich davon anstecken, anderen war übel vor Angst. Sie ritten schließlich davon, geführt von Gibuld mit seinem stolzen Helm, an der Seite die Schildträger aus seiner Familie und Vadomar, der als Fremder gekommen war und sie nun in die völlige Ungewissheit führte. Hinten folgten die Männer, die jeweils zu zweit auf einem Pferd sitzen mussten – es war mehr als die Hälfte des gesamten Haufens, auch Ebo und Wulf gehörten dazu. Die Familie besaß nur ein Pferd; das andere, auf dem Wulf zur Jagd geritten war, hatten

sie sich leihen müssen. Der jeweils zweite Mann sollte sich später beim Angriff ins Fußvolk einreihen und hoffen, dass die Reiter für ihn ein Pferd erbeuteten. Die hintersten dieser wenig heldenvoll erscheinenden Gestalten führten noch eine Kuh als lebenden Proviant mit.



Xenobia schief direkt auf dem Karren wieder ein und kletterte erst zum Abendessen herunter. Dort schlang sie Brot und Schinken hinunter wie ein Löwe.

Ihr Vater sagte zum Verwalter: »Was würdest du anstelle des Mörders machen, Artissius? Vielleicht doch lieber über Campodunum nach Südgallien? Massilia?«  
Kann man da leichter untertauchen?«

»Auf jeden Fall zuerst nach Aelia«, sagte Artissius. »Jeder andere Weg von hier fort wäre zu langsam. Da hat dieser Decimus schon richtig reagiert. Ich denke, die Offiziere, mit denen er dort spricht, beschließen ohnehin, Suchtrupps in alle Richtungen loszujagen.«

Xenobia beobachtete ihre Stiefmutter Acca. Sie hatte noch kein Wort gesprochen, war leichenblass, aß fast nichts und starrte ins Leere. Was war los mit ihr? Hatte sie Angst, weil das Mordkomplott aufflog? Masclinus und Lais waren entlarvt und geflohen. Wenn man sie fasste, kämen sie nicht umhin, auch Acca zu verraten.

---

\* Marseille

Falls dein Verdacht stimmt, sagte sich Xenobia. Aber ihre Verschwörungstheorie verfestigte sich zusehends. Xenobia ging noch einmal detailliert durch, wie es wohl gewesen war:

Titus lacht seinen alten, heruntergekommenen Kameraden aus und verweigert ihm eine Teilhabe am Geschäft. Die beiden Frauen hetzen Masclinus auf – schließlich hatte Titus, das Schwein, ihn ja schon einmal reingeritten und war ihm quasi etwas schuldig. Masclinus alleine ist zu willensschwach, um etwas zu unternehmen.

Also schmieden sie ein Komplott: Sie erledigen Titus gemeinsam und holen sich sein Geld. Laís weiß genau, in welcher Nacht er bei ihr ist und spät nachts auf der einsamen Straße heim reitet. Masclinus, trotz allem immer noch kampferfahren, soll ihm dann auf-lauern und ihn töten. Er nimmt ihm die Geldtasche und den Schlüssel-Fingerring ab und – verdammt, wie gut fügte sich hier der Auftritt von Accas Sohn Tuccius ein! Tuccius geht in der Mordnacht hinaus, vielleicht half er Masclinus ja, indem er das Mordopfer im entscheidenden Moment ablenkte. Auf jeden Fall nimmt er den Schlüssel in Empfang und kommt wieder ins Haupthaus, um die Schatulle zu erleichtern. Da sah ihn Xenobia dann, erst im Baum, dann im Hof.

Bei den Göttern – Tuccius hatte sie ja auch gesehen! Würde er seiner Mutter Acca gestehen, dass es eine Zeugin gab? Wenn ja, würde Acca ... War es das, woran Acca gerade dachte, was sie so aus der Fassung brachte? Ob sie ihre eigene Stieftochter ...

Xenobia zwang sich, ihre Gedanken weiter zu spinnen: Tuccius brächte seiner Mutter den Schlüssel, die öffnet unbemerkt die Schatulle, in der Nantius sein Vermögen deponierte und holt die Hälfte oder zwei Drittel heraus. Ob Acca etwas davon Tuccius gab, damit er es als Anteil dem Mörder weiter reichte? Egal. Jedenfalls suchen Masclinus und Lais das Weite. Er musste Lais erst noch von dort holen, wo sie unmittelbar zuvor noch mit dem Mordopfer zusammen gelegen war. Wahrscheinlich in der Kammer von Masclinus, natürlich, nach einer feucht-fröhlichen Nacht in der Taverne. Dort holt Masclinus sie ab, verliert die Geldtasche beim eiligen Packen und sie reiten davon.

Alles passte. Xenobia konnte sich keine annähernd so perfekte Geschichte vorstellen. Sie wagte es kaum, ihren Blick auf Acca und Tuccius zu lenken. Acca wirkte immer noch sehr mitgenommen, Tuccius aß ungerührt seine Mahlzeit. Xenobia war der Appetit vergangen. Sie stand auf und verließ den Innenhof. Ihr Geliebter folgte ihr kurz darauf. Sollte sie ihn einweihen? Nein, erst würde sie noch nach Beweisen suchen, nach dem Ringschlüssel oder einem Teil der Beute. Sie verkroch sich mit Lucius im Heu bei den Pferden.

Das junge Paar schlief wild und ungestüm miteinander. Xenobia pfiß auf die Verhütungsmittel, wusch sich nur an der Tränke gründlich aus. »Die armen Tiere, die das morgen saufen müssen!«, scherzte Lucius. Er, befreit von Verdacht, Gefangenschaft und Samendruck, schlummerte selig ein. Doch Xenobia,

voller Sorge, dass ihre Stiefmutter und ihr Stiefbruder einem Mordkomplott angehörten und sie vielleicht als Zeugin beseitigen wollten, lag wach. Sie kam zu einem letztendlich beruhigenden Schluss: Sobald Antonius Aquila wieder da wäre und sie zur neuen Sachlage vernähme, würde sie ihn unumwunden auf die Freundschaft zwischen Acca und Lais, der Hure stoßen. Und warum sollte sie jetzt noch länger hinterm Berg halten, dass sie Tuccius in der Mordnacht gesehen hatte? Ja, Antonius würde es wieder richten. Mit diesem Gedanken schlief sie doch noch ein, eng an Lucius geschmiegt.